

Stefan Andres

Die Tugend an sich im Küchengarten. Legende

In den Niederlanden lebte in einem Hause der Brüder vom gemeinsamen Leben in eben der Zeit, als der fromme Thomas a Kempis, in diesem Konvente wohnend, an seiner „Nachfolge“ schrieb, ein einfacher Mann, der Bruder Wilhelm hieß. Er besorgte den Garten; und über dem Säen, Stecken und Umbeeten und über der strömenden Kanne war sein einfacher Sinn derart auf das Sichtbare gerichtet worden, dass er oftmals mit glücklichem Gesicht auf die Beete wies und rief: „Seht, das ist meine Tugend!“ Und wenn die Brüder bei Tisch den Salat ins Öl tunkten, lächelte er vor sich hin und dachte: „Wahrhaftig, eine Tugend, die so gut schmeckt, muss dem Herrn lieb sein!“ Einst tadelte ihn der bleiche Meister Thomas sanft und sprach: „Wie nennst du denn deine Tugend, wenn sie aus dem Gemüsegarten stammt?“ „O Bruder Thomas, sie heißt im Winter Endivien und Kohl, im Frühjahr Salat, im Sommer Erdbeeren und im Herbst Äpfel und Birnen!“ „Viele Tugenden“, sprach der strenge Meister Thomas und schüttelte den Kopf. „Nein, nur eine“, entgegnete bescheiden Bruder Wilhelm, „in meinem Garten ist nur eine Tugend, freilich hat sie vielerlei Gestalt!“ „Und wie heißt sie?“, fragte Bruder Thomas, und er schämte sich schon innerlich seiner Neugierde. „Arbeit“, lächelte Bruder Wilhelm und grub vorsichtig eine glitzernde Queckenwurzel aus.

In seiner nächsten Exhortation, bei der alle Brüder sich versammelten, sprach Bruder Thomas über die Arbeit. Und er sagte, dass die Arbeit an sich noch keine Tugend sei, weil ja sonst auch der Ochse tugendsam sein könne. Wenn deshalb ein Mensch Korn dresche oder Brot backe, sei das nur dann ein tugendsames Werk, wenn dieser Mensch seine Verrichtung durch die gute Meinung heilige. In der guten Meinung aber löste der Mensch die Arbeit von ihrem natürlichen Zweck ab. Er dresche Korn, nicht um Brot zu haben – das sei ja ein selbstsüchtiger Zweck –, sondern: um Gott zu verherrlichen.

Bruder Wilhelm aber nahm sich mit viel Freude diese Ermahnung zu Herzen und sprach zu sich so: „So brauche ich nicht mehr zu arbeiten, damit wir zu essen haben! Ich will Blumen auf die Altäre besorgen!“ Und er machte aus dem Küchengarten einen Blumengarten, und als Meister Thomas kam, wies der Bruder Gärtner auf die prangenden Beete und sprach: „Seht da, meine Tugend!“ „Du hast wohl große Freude an deiner neuen Tugend?“, fragte Bruder Thomas. „O ja, obgleich wir sie nicht essen können. Aber nun kommt meine Tugend auf die Altäre, worüber ich wahrlich große Freude verspüre.“ „Sieh an“, nickte Meister Thomas, „du arbeitest also immer noch aus Freude über die Frucht deiner Arbeit. Man soll aber die Tugend üben um ihrer selbst willen, du musst also arbeiten um der Arbeit willen, ohne an die Frucht der Arbeit zu denken!“ Da überlegte Bruder Wilhelm angestrengt und sprach zu sich: „Keine Frucht und keine Freude darf ich von meiner Arbeit haben, denn ich muss die Tugend um ihrer selbst willen üben, so will es Gott, der Ursprung der Tugend!“ Und wiewohl mit Schmerz und Kopfschütteln ging er daran und riss die Rosenstöcke aus, spatete die Veilchenbeete um, vergoss Tränen dabei und seufzte: „Wahrhaftig, die Tugend ist schwer!“ Und er blies die Samentreiber des Löwenzahns über den wüsten Acker, pflanzte emsig Queckenwurzeln ein, stinkendes Schoßkraut, lief mit der Kanne am Wege und bald an den säuberlich geformten Unkrautbeeten entlang, und wo noch ein Blümchen oder vergessenes Gemüsesengelchen grünte, kam er mit dem Krautteufelchen und hob es heraus.

Da beschwerten sich die Brüder beim Vorsteher und sagten, der Bruder Wilhelm habe den Verstand verloren. Bruder Wilhelm aber ging auf die Zelle des Meisters Thomas, der eben mit dem Lineal die Überschrift „Von der Verachtung alles Irdischen“ säuberlich unterstrich und dann aufblickte. Und er trug dem Meister den Unwillen der Brüder vor und bat ihn, mit in den Garten zu kommen. Als aber Thomas a Kempis zufrieden nickte und sprach: „Ja was ist denn, es ist ja alles schön grün“, erschrak der Bruder Gärtner und rief: „Siehst du denn nicht, Bruder Thomas, das ist ja alles Unkraut!“ Da sah es auch Meister Thomas und sprach: „Ja, es ist Unkraut! Du hast schlecht gearbeitet und man kann dich keinen treuen Verwalter nennen!“ Aber da wurde Bruder Wilhelm zornig, packte den frommen Schreiber der „Nachfolge“ an der Kutte und rief: „Du kannst nicht Kraut von Unkraut unterscheiden und willst mir den Geschmack an meiner Tugend verderben? Geh, Bruder, und so wenig du wieder in meinen Garten kommen willst, werde ich dein Buch lesen, von dem ich gehört habe. Mögen Leute deines Schlages die Tugend um der Tugend willen üben, ich will meinen Garten pflanzen, weil es mir Freude macht!“

In der folgenden Nacht träumten beide denselben Traum: Bruder Thomas sah aus einem roten Beet in Wilhelms Garten eine Lilie wachsen. Er beugte sich darüber und verspürte ihren Duft. Sofort aber

wies er sich zurecht und sprach: „Ihr Duft könnte mich verführen zur Irdischkeit, ich will die Lilie brechen und in die Kirche tragen.“ Unterwegs begegnete ihm Bruder Wilhelm. Der sah die Lilie und wollte sie haben. Bruder Thomas gab sie ihm, weil er seinen Willen dadurch abtöten wollte. Nun aber trug sie Bruder Wilhelm in die Kirche vor das Bild der Lieben Frau, roch tief und innig in den Kelch hinein, nieste fröhlich und sprach: „Da, Liebe Frau, einen schönen Gruß aus meinem Garten!“ Und die Liebe Frau auf dem Altar rührte ihre hölzerne Hand, hob die Lilie an ihr Näschen, roch lange und innig daran, und als sie den Kelch wieder absetzte, war ihre Nasenspitze golden gefärbt.

Aus: Fränkischer Kurier, 8. Juli 1937, S. 4

Kommentar:

Schon der Titel signalisiert den parodistischen Ton, der gegen die idealistische Radikalisierung des Tugendbegriffs gerichtet ist. Deshalb muss Stefan Andres die Form der Heiligenlegende, in der ein durch Wunder bestätigtes Übermaß an Tugend zur Nachahmung eines Heiligenlebens auffordert, auf die (Nasen-)Spitze treiben und schließlich in eine Legenden-Parodie verkehren.

Im „Küchergarten“ nachgeahmt werden soll nämlich das Nicht-Nachahmen, und zwar das des einfachen Bruders Wilhelm, der ausgerechnet dem Werk die Nachfolge verweigert, das aus der Feder des Thomas a Kempis seinerseits so eindringlich die Nachahmung bzw. „Die Nachfolge Christi“ („De imitatione Christi“ – 1470) beschwört.

Wenn man allerdings die Begriffe „heilig“ und „Tugend“ unpräzise im ursprünglichen Sinn (heilen, taugen) versteht, passt auch das Bestätigungswunder mit der „Nasenspitze golden gefärbt“ in das Muster des Genres, das zur Nachahmung eines heiligen Lebens/Heiligenlebens auffordert.

Und so lesen wir statt einer Legende vom „legendären“ Thomas a Kempis die Legende vom einfachen Bruder Wilhelm und seiner gottgefälligen, „legendären“ Lebensfreude.

Die Leserschaft wird das Andres-Typische in Stil und Inhalt erkennen und sich erinnert fühlen an die Erzählung „Die heilsame Sünde des Don Gianino“ (Stefan Andres: Terrassen im Licht. Italienische Erzählungen. Wallstein 2009). Dort gibt es keine „hölzerne Hand“, die sich plötzlich rührt, aber dort kommt eine mächtige Ohrfeige wunderbarerweise von der „Hand einer Gelähmten“. – Im ernsten Genre der Novelle „El Greco malt den Großinquisitor“ (Stefan Andres: Wir sind Utopia. Prosa aus den Jahren 1933 – 1945. Wallstein 2010) stoßen wir auf die Werteskala, die Thomas a Kempis nach der Auffassung des Bruders Wilhelm ebenso berücksichtigen müsste wie der Großinquisitor nach der Überzeugung El Grecos – und die Leserschaft schließlich nach der Auffassung des Erzählers/Autors Andres: Es ist die Freude, welche die zweithöchste Stufe auf dem Weg zur Weisheit ausmacht.